

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 303.

Montag, den 28. Dezember 1908.

23. Jahrgang.

Der liebe Not.

Roman von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.)

Der Oberamtmann klopfte Heinz auf die Schulter.
„Begrüße Fräulein Herbart, mein Junge, die treue Gehilfin deiner Mutter!“

Und der junge Offizier geht freudestrahlend auf sie zu und reicht ihr die Hand.

„Willkommen in Bernsdorf bei meinen guten Eltern, Fräulein Herbart, und gleich meinen herzlichsten Dank, daß Sie uns Mutting so wacker zur Hand gehen!“

„Sie ist mir eine liebe, junge Freundin, Heinz,“ sagt die Mutter herzlich.

Fräulein Herbart tun die Worte unsagbar wohl, stumm schüttelt sie Heinz die Hand.

Der junge Offizier sieht es, sein Herz wird weich, diese schönen braunen Augen, diese ganze taufische zweiundzwanzigjährige Gestalt mit dem edelgeschnittenen Kopfe, dem kleinen, schönen Mund, der schmalen Nase.

Da sagt er herzlich zu ihr:

„Sie gehören ja nun zu uns, wir wollen gute Kameradschaft halten, — nicht wahr?“

Sie nickte mit dem Kopfe, kein Wort vermag sie zu sagen.

„Erfüllen Sie mir eine Bitte — wollen Sie, Fräulein Herbart?“

Ein leises „Ja“ ist ihre Antwort.

„So schenken Sie mir die Anrede: Gnädiges Fräulein: ich sage Fräulein Klara zu Ihnen und Sie Heinz, — nicht wahr? — Das klingt gemüthlicher!“

„Gerne!“

Au aber geh auf dein Zimmer,“ meint der Vater, „und stecke deinen Kopf ins Waschbecken und dann komm schleunigst wieder herunter, — wir haben Hunger!“

Mit großen Sähen stürmt Heinz die Treppe hinauf.

„In fünf Minuten bin ich wieder unten!“

Der Oberamtmann schlägt vergnügt Fräulein Herbart mit der Hand auf die Schulter.

„Ein Prachtkehl, nicht wahr?“

„Ja, Herr Oberamtmann!“

II.

Im Speisezimmer warteten die Eltern und Fräulein Herbart auf Heinz. Nach wenigen Minuten erschien er. Noch einmal küßte er seine Mutter tüchtig ab, dann sagte er:

„Nun will ich Ihnen ganz genau Auskunft geben, was es heute mittag gibt, Fräulein Klara; erst einen Feuertopp, so nenn' ich die aus Rindfleisch und Täubchen mit Gemüse zusammengebraute Kraftbrühe und dann Kalbsnierenbraten mit einer sämigen Sauce und Kartoffelsalat. — Stimmt's, Mutting?“

„Gast recht, mein Junge!“

„Mutting weiß, welche Freude sie mir mit meinen Leibesgerichten als Willkommen bereitet, so 'ne lange Bahnfahrt macht Hunger, erschrecken Sie bloß nicht, wenn Sie mich fruttern sehen! — Vating, du tust ein Uebiges und spendierst zum Schluß ein paar Kaiser-Alexander-Äpfel, obgleich du mir vorhin sagtest, 's hätte wenig Obst gegeben!“

„Gollst du haben, Heinz!“

Die Suppe wurde gebracht, eine riesige Terrine, in der Rindfleisch und halbe Täubchen herumgeschwammen,

Ernst sagte der Vater:

„Bete, mein Junge!“

Und der Offizier faltete die Hände wie in seiner Kindheit Tagen und sprach das kurze Tischgebet.

Fräulein Herbart wirbelten die Gedanken im Kopfe durcheinander. Wie ein Frühlingssturm die weiße Schneedecke aufrollt, neues Leben in der Natur weckt, so hatte dieser junge Offizier in seiner einfachen Herzlichkeit wie ein Zauber auf sie gewirkt. In das alte, arbeitsame Bernsdorfer Herrenhaus hatte eine belebende Fröhlichkeit ihren Einzug gehalten, keine künstliche, keine übermütige, sondern eine naturfrische, herzliche Fröhlichkeit. Wie sollte die nicht an Klara Herbarts Herz pochen? Sie, die anfangs in steter Sorge, dann einsam ihren Weg gegangen. Gewiß, sie war hier liebevoll aufgenommen worden, Frau Mühling sorgte für sie, wie für ihr eigenes Kind, aber am Ende war es doch nur ein freudig Geben gewesen, das sie sich verdienen mußte, immer und immer wieder. Mag Arbeit noch so sehr befriedigen, mag sie gehören zur inneren Zufriedenheit, so stand doch allezeit eine Scheidewand zwischen ihr und Oberamtmanns und nun war Heinz gekommen mit seiner jugendlich überschäumenden Herzlichkeit und riß sie nieder, seine Worte klangen wie Glockentöne hinein in ihr Herz und ließen ihre Pulse rascher schlagen, — ja, davon wirbelte ihr der Kopf, — davon. Da bemühte sie sich, diese Scheidewand wieder aufzubauen, sie meinte, sie müßte es, sie nahm sich vor, recht still und zurückhaltend zu sein, aber das paßte dem jungen Offizier durchaus nicht.

„Nach Tische, Vating, gehen wir durch die Ställe und nachher machen wir einen Gang durch den Park, Fräulein Klara, wir beide allein, da sollen Sie das Leben lernen, jedes Fleckchen will ich Ihnen zeigen, an dem mir was Besonderes passiert ist, Schönes und Trauriges, — unter Trauriges verstehe ich nämlich: wo ich Haue bekommen habe!“

Da mußte Klara Herbart lachen.

„Ist das denn öfters vorgekommen?“

„Oho, der Herr Oberamtmann, so nenn' ich Vater, wenn mir sein Tun und Lassen nicht sonderlich wohlgetan, hat Momente gehabt, Momente sag' ich Ihnen, wo ich ihn weit weg von mir wünschte, — den guten Vating!“

Er hatte dessen Hand ergriffen und sah ihm in die Augen.

„Ja, ja, Fräulein Herbart, ohne daß man seinem Jungen von Zeit zu Zeit mal das Leder versohlt hat, ist's nicht abgegangen!“

„Nach dich nicht schlechter als du bist,“ meinte die Mutter, „oft ist's doch nicht vorgekommen!“

„Na, ich danke,“ sagte Heinz.

Da mußten sie alle lachen.

„Aber wissen Sie,“ fuhr er zu Fräulein Herbart geendet fort, „eine treue Verbündete hab' ich gehabt, — meine Schwester Grete, die hat getreulich immer mit mir alles gemeinsam ausgefressen, dafür hatte ich als „Verführer“ auch den Vorteil, die doppelte Ration Dresche zu bekommen!“

Wieder mußten alle lachen.

Da reichte Heinz Fräulein Herbart die Hand über den Tisch. „Mein Schwesterchen hat mir ein böser Mann gestohlen, sie findet ihn natürlich gut, — herrlich, jetzt gibt's keine Haue mehr, Fräulein Klara, wollen Sie lieb und nett zu mir sein, wie meine Grete, — ja? Wir wollen ordentlich zusammen rumtollen, wenn

(Nachdruck verboten.)

Mutter Ihrer Hilfe nicht bedarf, ich hab' mir nämlich in den Kopf gesetzt, ich will was ganz Besonderes von Ihnen hören!"

"Nanu, — was denn?", fragt der Oberamtmann, während Fräulein Herberts Gesicht jähle Röthe überzogen hat.

"Herzlich lachen soll sie lernen, Bating, so herzlich wie unser Gretelchen!"

"Das bring' ihr bei, mein Junge," sagt der Vater ernst. Und die Mutter streichelt Heinz die Waden.

"Mein Goldjung, mein Goldjung!"

Fräulein Herbert aber bleibt stumm, sie möchte Heinz danken für seine Herzlichkeit, doch sie findet die rechten Worte nicht, da sagt sie impulsiv nach der Hand ihrer mütterlichen Freundin und drückt sie heftig. Und herzlich erwidert die Frau Oberamtmann den Druck ihrer Hand.

"Nun' guter Heinz, — nicht wahr?"

Da nickt Fräulein Herbert mit dem Kopf.

Der junge Offizier ist in einer ganz übermüthigen Stimmung, gerade bringt der Diener ein paar wunderschöne, großer Kaiser-Alexander-Aepfel.

"Wollen Sie mir einen großen Gefallen tun, mein neues Schwesterchen?"

"Gern, Herr Leutnant!"

"Was soll das heißen, — Herr Leutnant? — Gleich sagen Sie das besser!"

Und leise kommt es von ihren Lippen:

"Gern, — Heinz!"

"Na also! — Bitte schälen Sie mir den allergrößten, — den da, das hat mein Gretelchen auch immer getan!"

Sie ist rot geworden, nimmt den Apfel und wagt nicht den Offizier anzusehen. Der Vater wirft seinem Jungen einen prüfenden Blick zu, der sieht auf Alaras Hände und denkt bei sich: wie schön sie sind, lang und schmal, wohlgepflegt, trotz der Arbeit.

Sorgsam zerteilt sie den Apfel und gibt Heinz den Teller.

"Danke schön, aber nun müssen Sie's auch weiterhalten wie mein Schwesterchen, — wollen Sie?"

"Ja!"

Sie vermeidet absichtlich "Heinz" zu sagen.

"Gut, — ein Mann, ein Wort, eine Frau ein halbes Duzend, aber das gewöhnen wir uns ab, also Sie müssen mit mir den Apfel zusammen aufzuckern, jeder nimmt eine Schnitte, — los, — aber geben Sie acht, daß Sie nicht zu knapp wegkommen!"

Fräulein Herbert sieht Frau Nühling an, die nicht freundlich mit dem Kopfe, da nimmt sie die erste Schnitte.

"Om, — großartig, Bating, allerhand Achtung, — halten Sie sich dazu, Fräulein Alara, sonst kommen Sie zu schlecht weg!"

Aber Fräulein Herbert beteuert, nachdem sie drei Schnitten gegessen, daß sie genug habe.

"Da nicht", meint Heinz, "des Menschen Wille ist kein Himmelreich!"

In wenigen Augenblicken hat er den Rest vertilgt.

"Und nun, Herr Oberamtmann, möchte ich Ihre Ställe besichtigen," sagt er lachend zu seinem Vater. — "Nach dem Kaffee mache ich mit Fräulein Alara einen Gang durch den Park und heute Abend sitze ich mit uns' Mutter Hand in Hand. — Nicht wahr, so machen wir's?"

Die Eltern pflichten ihm bei.

"Na, denn komm, mein Junge!", sagt der Oberamtmann.

Auf ihrem Gange wird der Herr Leutnant überall freudig begrüßt. Er versteht es meisterhaft mit den Deuten umzugehen; der Vater hat seine helle Freude dran, — ja, der Junge war unverdorben an Leib und Seele in die Heimat zurückgekehrt, — Gott sei Dank!

Für das kleine Gesitt hat er natürlich besonderes Interesse. Schließlich mußte ihn der Vater mahnen, Mutter mit dem Kaffee nicht warten zu lassen.

Als sie langsam über den Wirtschaftshof dem Herrenhause zugehen, sagte der Oberamtmann:

"So sehr wie mich's freut, mein Junge, daß du so famos die Situation begriffen hast, in der sich Fräulein Herbert in unserm Hause befindet, muß ich dich doch mahnen: hüte dein Herz!"

"Keine Sorge, Vater!"

"Und gib acht, daß du in dem ihren nicht Gefühle erweckst, die zu keinem guten Ende führen können, auch das mußt du als Ehrenmann bedenken!"

Da nickt Heinz kumm mit dem Kopfe. Der Gedanke war ihm allerdings noch nicht gekommen und, — er sah die schöne Gestalt mit den ersten dunklen Augen im Geiste vor sich, — brauchte Vater wirklich keine Sorge haben? Ein eigenartiges Gefühl überschlich ihn, aber nur einen Augenblick, dann warf er energisch den Kopf in den Nacken und sagte: "Nein".

"Was meinstest du, mein Junge?"

"Nichts, Vater — nichts!"

"Ich glaubte ein: Nein: gehört zu haben!"

"Mir gingen nur deine Worte im Kopfe herum und ich prüfte mich im stillen noch einmal!"

"Gut, daß du Nein drauf antworten kannst, — aber es ist noch lange nicht alle Tage Abend, vergiß das nicht!"

"Ich werde mich schon hüten, Vater!"

"Wär' auch sonst zu traurig, mein guter Heinz!" —

Benige Minuten später saßen die vier am Kaffeetisch.

"Gott, wie schmeckt der Kuchen gut," sagte Heinz und biß von neuem in ein großes Stück.

"Den hat Alara gemacht," erwiderte die Mutter.

"Sehen Sie mal an, Schwesterchen, was Sie nicht alles können!"

"Oho, Heinz, sie versteht das Kochen aus dem ff, hat's im Strandhotel in Kolberg gelernt!"

"Immer neue, schätzenswerte Eigenschaften entdeckt man an Ihnen! — So, — nun aber kann ich nicht mehr! — Los, Schwesterchen, gehen wir in den Park, Ihnen will ich schon das Lachen beibringen, passen Sie mal auf!"

Fräulein Herbert erhebt sich wie im Traume. Heinz nimmt ohne Ziererei ihre Hand.

"Nicht erst 'nen Hut aufsetzen, rumtollen wollen wir, wie ein paar wilde Kinder!"

Er zieht sie die Verandatreppe hinab, die vom Speisezimmer in den Park führt.

Als er ihre Hand ergriffen, wähnt sie einen elektrischen Schlag bekommen zu haben, alles Blut drängt nach ihrem Herzen, ihre Sinne sind ganz benommen, sie folgt, unfähig, ihm irgend welchen Widerstand entgegenzusetzen zu können.

Hand in Hand schlendern sie durch den Park, milde scheint die Herbstsonne vom Himmel, ein leichter Wind spielt mit ihrem brünetten Haar an den Schläfen und im Nacken, keines Wortes ist sie mächtig.

"Sehen Sie da drüben die Bank, an der haben wir, mein Schwesterchen und ich, mit den Kindern des Vogtes und des Rutschers oft Hochzeit gespielt. Gretelchen war die Braut und des Vogtes Aeltester der Bräutigam, ich der Pastor. Da, aus der Laube kam immer der Zug heraus, vorneweg die Kleinsten, die mußten Blumen streuen, dann das Brautpaar, dahinter die Brautzeugen, ich erwartete sie hier, mein langer, dunkler Regenschirm war mein Talar. Gretelchen trug einen Kranz und ein weißes Stück Leinwand als Schleier, das Niederknien vor mir war natürlich die Hauptsache und dann sangen wir dumme Lieder. Ein paar Verse will ich Ihnen sagen:

Der Fink, der Fink,

Der bracht' der Braut den Ring! —

Der Geier, der Geier,

Der bracht' der Braut den Schleier!

Und so weiter. Kennen Sie das?"

"Nein, Herr Leutnant!"

"Aber Fräulein Alara! Ist es denn so schwer, mich "Heinz" zu nennen?"

Ganz verträumt nickt sie bejahend mit dem Kopfe.

"Wirklich, — aber warum denn?" Er sieht sie an.

Da kommen ihre Gedanken zur Wirklichkeit zurück, hastig sagt sie:

"Nein, Heinz, es ist nicht so schwer!"

(Fortsetzung folgt.)

Neujahr in Japan.

„Neujahr in Japan, wie ich es sah“ überschreibt Frances Little einen Artikel in Ladies' Home Journal, in welchem sie ihre Eindrücke von dem Inselreich im fernen Osten wiedergibt.

Die Vorbereitungen zum Neujahrseste beginnen schon in den ersten Tagen des Dezember mit der Hausreinigung. Die Hausfrau, ob arm oder reich, streift ihre langen Ärmel auf, schürzt den Kimono, schlingt einen Schawl um den Kopf und das große Fegen und Abstauben beginnt.

Der kleine, etwas höher gelegene Altar, der sich beim besten Zimmer befindet, erhält einen besonderen Schmuck, ein hängendes Panel, mit frommen, glückverheißenden Sprüchen, die dem darunter oder gegenüberstehenden Gast ein frohes Jahr verkünden. Auch die übrigen Räume werden entsprechend dekoriert.

Ist das bejagt, so beschäftigt die Kleiderfrage die weiblichen Mitglieder des Hauses. Ein neuer Kimono für Neujahr ist eine so unabwendbare Notwendigkeit, wie das tägliche Brot. Aber auch der Familienvater muß einen neuen Hakama (das ist ein zweiteiliger Rock) bekommen und zwar von der schwersten, rauschenden Seide. Die Kimonos der Anaben für das Fest in dem betreffenden Hause waren alle von dunkelblauem Stoff, sie gleichen sich, als wären sie gemeinsam in einen Bottich mit blauer Farbe getaucht worden. Für die Mädchen dagegen wurden Stoffe mit reichen Blumenmustern gewählt.

Nach der Kleiderfrage tritt als das Wichtigste die Magenfrage in den Vordergrund. Die eigentliche Festspeise ist das sogenannte Mochi, eine Art gedünsteter Knödel, das dem Uneingeweihten, der die komplizierte Zusammensetzung nicht kennt, nur wie eine schwere, weiße Teignasse erscheint.

Ein Neujahrsest ohne Mochi ist in Japan gar nicht denkbar. Nun werden Neujahrsgeschenke an alle diejenigen geschickt, die im Laufe des Jahres der Familie irgend einen Dienst geleistet haben. Rang und Stellung der beschenkenden Personen werden dabei genau berücksichtigt und unterschieden. Sogar die Qualität des Tuchs, in das die Festgaben gehüllt werden, und der Zettel mit guten Wünschen, der daran befestigt wird, werden wohl erwogen und können Anlaß zu Beleidigungen geben.

Dann kommen auch Geschenke ins Haus. Alle Kaufleute und Lieferanten suchen sich die Kundschaft der Familien, von denen sie Einnahmen bezogen haben, zu sichern. Nicht selten schenken mehrere die gleichen Gegenstände und diese Ansammlung von häuslichen Bedarfsartikeln ist dann für die Hausfrau keine geringe Verlegenheit. So schenken einmal alle Lieferanten derselben Familie wie auf Verabredung Eier, so daß vierhundert Eier von der Freigebigkeit der Geschäftsfreunde Zeugnis ablegen.

Endlich sind alle Vorbereitungen beendet. Alles in Ordnung. Blühblank und sauber. Selbst die Haustüte hat ihr Reinigungsbad bekommen. Die Hausfrau atmet erleichtert auf und darf die Festfreunde erwarten. Wenn der Neujahrstag anbricht, so findet er auch schon das Neujahre des Hauses und die Straßen festlich geschmückt. Überall Bambusstangen mit großen und kleinen Flaggen, in deren Mitte sich rote Sonnen grell abheben, oder auf welchen Glück- und Segenswünsche für das beginnende Jahr zu lesen sind. Andererseits Stangen mit vergoldeten Angeln und frei hängenden Emblemen und Symbolen. Kein Hausbesitzer darf sich der Sitte, geschmückte Bambusstangen an seiner Tür aufzupflanzen, entziehen, wenn er nicht, nach dem Volksglauben, bösen Dämonen verfallen will. Um alle in den Verzierung symbolisch ausgedrückten Wünsche zu verstehen, muß man mit dem Volksglauben, oder besser gesagt, kraffen Überglauben sehr vertraut sein. Eine bunte Menge bewegte sich durch die Straßen. Hin und wieder kleine Gruppen von Geisha. Sie gehen in das Haus irgend eines reichen Mannes, um vor seinen Gästen zu singen und zu tanzen. Ihre bleichen Gesichter mit den rotgefärbten Lippen geben ihnen ein geisterhaftes Aussehen.

Weitergehend begegnet man Soldaten, plaudernd und scherzend wie Schulknaben. Der Krieg ist vergessen, kein Mensch scheint mehr daran zu denken. Neujahrstag ist der Tag, wo jeder sich verpflichtet fühlt, seine Freunde zu besuchen, obgleich man niemand zu Hause trifft. Man begnügt sich damit, ein kleines Härtchen in dem zu diesem Zweck an der Tür angebrachten Behälter zurückzulassen. Es kommt vor, daß man die Tür verschlossen findet. Ein weißer Zettel am Eingang benachrichtigt den Besucher, daß Trauer in das Haus eingekehrt ist. Der Tod kennt keine Festfreude.

Der Besucher eilt schnell weiter. Es gibt Schaustellungen anzusehen, die Tempel zu besuchen und in den Straßen mit Bekannten zu plaudern.

Der Tag ist schnell dahin. Hier und dort flammen Lichter auf. Zu Wasser und zu Lande wird es still. Den Gläubigen

ist jetzt ein Hauberschiff nahe, das ihnen die reichsten Schätze der Welt bringt.

Wer wird der Glücklichste sein?

Nach dem Englischen von M. Blanzger-Wiesbaden.

Silvesteraberglaube.

Nicht nur in den Spinnstuben wellenförmiger Dörfer oder in den ärmlichen Dachmansarden großstädtischer Mietstasernen läßt der Aberglaube besonders in der Silvesternacht seine Blüten spritzen. Auch in den Kreisen der Gesellschaft bis zum high life hinauf läßt man sich gern von den unsichtbaren Kobolden naden, die um diese Zeit ihren tollen Spuk zu treiben pflegen. Und vielgestaltig, wie die Hoffnungen, Wünsche und Illusionen des Menschen sind auch die blauen Blumen der Romantik, die auf dem Felde des Neujahrsglaubens aufwachsen.

Wenn man Bethraut ist — so lesen wir u. a. — hat man das ganze Jahr hindurch Geld, speziell Silbergeld. Gelbe Stüben stellen Gold in Aussicht. Ist man Hering oder Dirsebrei, so hat man das ganze kommende Jahr viel Geld und Glück. Ferner darf man zu Neujahr kein frisches Hemd anziehen und keine Äpfel essen, sonst bekommt man Schwären; man darf auch nicht mit dem Hammer klopfen, sonst ruft man einen aus dem Hause zum Grabe.

Kinder, in der Neujahrnacht geboren, erhalten die Gabe, Geister zu sehen. Wenn man am Neujahr etwas verkehrt anzieht, dann hat man das ganze Jahr Pech. Geht das Feuer im Ofen aus, so geht das Geld im Jahre aus. Zerbricht man etwas, so zerbricht das ganze Jahr viel.

Neben diesen sich im gesellschaftlichen Leben, im Bürgerheim, wie in den Salons der Aristokratie äußernden abergläubischen Gepflogenheiten ist das Schauen in die Zukunft sehr beliebt. Da zieht zumal die jüngere und ältere Weiblichkeit Blei, um dann mit viel Fantasie den Beruf des Zukünftigen aus den „Figuren“ zu lesen. Oder aber man schlägt Karten, läßt beleuchtete Puschalen schwimmen und dergl. mehr. Der Engländer und die schönen Töchter Albions springen, wie wir dem „Westspeigel“ entnehmen, frisch über brennende Lichter weg. Es werden zwölf Lichter im Salon aufgestellt, über die jeder Anwesende der Reihe nach springen muß.

Jedes der Lichter repräsentiert einen der Monate des kommenden Jahres. Wird nun durch den Sprung eine Flamme verlöscht, so steht dem Springer in dem betreffenden Monat ein Unfall zu.

Ein älterer Gesellschaftsbrauch in der Zeit der Zwölfnächte, der jedoch mehr den Dreikönigstag betrifft, ist auch das Baden des Königskindes, der z. B. in der Elbe zwei Bohnen, eine schwarze und eine weiße enthält. Wer die schwarze Bohnen in seinem Stuhl findet, wird Bohnenkönig, die auch von einem Herrn geführt werden kan. Der Effekt solcher Zeremonien besteht allerdings nicht in abergläubischen Auslegungen, vielmehr in einer Gastfreundschaft, welche die Gekürten nicht selten recht teuer zu stehen kommt.

Profit . . . !

Silvestergetränke.

... Mit dem Glas dampfenden Tranks in der Hand begrüßt man das neue Jahr! Profit! Das Echo der feuchttrübligen Lebensfreude klingt ihm entgegen. Profit! Und wer einen guten Punsch oder eine schmackhafte-delikate Bowle brauen kann, ist im Hause hochzuwillkommen. Einige unserer Mitarbeiterinnen warten daher auch heute mit nachstehenden Rezepten auf, die sämtlich erprobt, im silvesterfeiernden Kreise sicher recht freudig begrüßt werden dürften.

Einfacher Weinpunsch läßt sich auf folgende drei Arten trefflich bereiten. 1. 6 Flaschen Rheinwein und eine halbe bis dreiviertel Flasche Arrak (noch besser echter, alter Jamarita-Rum) werden mit Zucker, ein halbes Pfund per Flasche, bis zum Kochen erhitzt und dann in einer Bowle aufgetragen. Oder aber 2. 1 Flasche Bordeaux, 1,5 Pfund Zucker, 2 Flaschen Wasser, eine halbe Flasche feiner Arrak, Saft von einer Zitrone. Wein und Zucker läßt man siedend heiß werden, aber nicht kochen, gibt das kochende Wasser hinzu und zuletzt den Arrak und den Saft einer Zitrone. Und endlich 3. 3 Flaschen Rheinwein werden bis zum Kochen erhitzt, hinzugefügt: 1 Flasche starker Tee, der von einer halben Unze gemacht worden ist, und 1,5 Pfund Zucker, nebst der abgeriebenen Schale und dem Saft einer Zitrone und fñgt zuletzt noch ein halb Pint Arrak hinzu.

Mit Vorliebe versteht man den Punsch mit Eiern. Da können wir nachstehenden Fürst-Bülow-Punsch empfehlen: Viert. halb Flaschen Weißwein, 1 Pint kochendes Wasser, ein halbes Pfund Zucker mit der abgeriebenen Schale und dem Saft von 2 Zitronen, Tee, Muskatnuß, Nelken, 8 frische Eier. Nachdem man die Gewürze in dem kochenden Wasser hat ziehen lassen, nimmt man sie heraus, gießt alles Uebrige hinzu und schlägt es mit einem Schaumbesen über raschem Feuer recht hart, bis der Schaum sich hebt, doch darf es nicht kochen. Wenn der Topf vom Feuer genommen ist, wird noch ein wenig geschlagen und während des Schlagens nach Geschmack etwas Arrak hinzugefügt.

Nach dem plattdeutschen Dichter Fritz Reuter wird uns ein Punsch auf Mecklenburger Art genannt, zu dem folgende Ingred-

Diengen gehören: 1 Flasche guter Tee, 4 Flaschen Rotwein, 1 Flasche Portwein, 1 Flasche Kognat, eine halbe Flasche Madeira und 2 Pfund Zucker mit der abgeriebenen Schale von 2 Zitronen.

Rotwein und Porter vereinigen sich vorzüglich in dem nächsten Punschrezept, das wir dem „Frauenberuf“ verdanken: Dreiviertel Pfund Zucker wird in einem halben Liter Wasser geläutert und siedend über die fein abgeschnittene Schale von 2 Zitronen und 1 Orange gegossen. Nachdem dies einige Stunden gezogen hat, wird es durchgegossen und mit 2 Flaschen Rotwein, 2 Liter Tee und dem Saft der Früchte vermischt und zum Aufkochen gebracht. Hierauf werden noch eine Flasche echten englischen Porters und ein halber Liter Arrak hinzugefügt. Dieser Punsch ist wohl schwer, aber äußerst wohlschmeckend und bekömmlich. Will man den Porter fortlassen, wodurch das Getränk leichter, aber auch weniger schmackhaft wird, so darf nur ein halbes Pfund Zucker zu dem Punsch genommen werden.

Flüssiges Feuer. 4 Eier werden mit 1 Flasche Weißwein verquirlt, feiner Zucker und etwas ganzer Zimt daran gegeben und alles auf schnellem Feuer mit dem Schaumbesen bis zum Kochen tüchtig geschlagen. Man füllt den Glühwein in Gläser und trinkt ihn heiß.

Jägerpunsch. 3 Flaschen Wasser, 2 Flaschen sehr guter Weißwein, 1 Flasche guter Rotwein werden mit ca. 1 Pfd. Zucker aufgekocht, dann gießt man 1 Flasche extra feinen Arrak hinzu und läßt es noch einmal aufwallen.

Grog aus Fruchtsaft. Man brüht einen guten Tee auf und gießt ihn durch ein Sieb; auf 1 Liter Tee wird dann 1/4 Liter Himbeersaft, etwas Zitronensaft und genügend Zucker sowie ein Weinglas voll Arrak hinzugefügt. Das Getränk wird so warm als möglich genommen.

Rotweinpunsch. Die Schale von 1 bis 2 Zitronen wird auf 1 Kilogramm weikem Zucker abgerieben, dieser dann in ein Gefäß gelegt und der Saft von 2 bis 3 Zitronen darauf geträufelt. Nach ungefähr zehn Minuten gießt man unter beständigem Umrühren 1/2 Flasche besten Rums sowie 1/2 Flasche guten erwärmten Rotweins nebst 1 Liter kochenden Wassers darüber. Man deckt das Gefäß — am besten nimmt man eine Suppenterrine — zu, und nach 5 bis 10 Minuten ist der Punsch fertig zum Servieren.

Malteser. 1 Pfund Reis wird ziemlich dünnflüssig gekocht; das Wasser gießt man ab, gibt den Saft von 2 Apfelsinen, 1 Zitrone und Zucker nach Geschmack hinzu und gießt 1 Flasche Apfelswein darüber. Dies alles läßt man aufkochen und reicht das Getränk recht heiß. Der Malteser kann auch mit einigen Eigelben abgequirlt und mit Eier Schaum überdeckt angerichtet werden.

Hagenbecks Erinnerungen.

Mit Spannung haben alle die, die wußten, daß Karl Hagenbeck an seinen Lebenserinnerungen arbeitet, dem Erscheinen des Buches entgegengesehen, das nun unter dem Titel vorliegt: Karl Hagenbeck. Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen. (Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.)

Hagenbeck ist ein Mann des praktischen Lebens, sein Wahlspruch heißt: Arbeit adelt. Vierundsechzig Jahre alt, sieht er auf ein an Arbeit und Sorgen, aber auch an Erfolgen reiches Leben zurück. Was er heute ist, das, so kann er stolz sagen, verdankt er nur sich und seiner echt deutschen Tüchtigkeit und Arbeitskraft, seinem hanseatischen Unternehmungsgeist und Wagemut. Aus kleinsten Anfängen heraus hat er, schon als Knabe im väterlichen Geschäft tätig, sein Geschäftshaus zu dem emporgeführt, was es heute ist, anfänglich mit Unterstützung seines Vaters, aber bald schon, in jungen Jahren noch, ganz aus eigener Kraft.

Hagenbecks Verdienst ist es, die Vorherrschaft im Tierhandel den Engländern genommen zu haben. Was kaum jemand für möglich hielt, ist ihm gelungen, den früher allmächtigen englischen Tierhändler Jamrach aus dem Felde zu schlagen. Es gibt heute auf der ganzen Erde keine zweite Tierhandlung, die sich dem Hagenbeck'schen Weltgeschäfte an die Seite stellen könnte. Das vorliegende Buch bringt in fesselnder Darstellung einen Rückblick auf des Verfassers Leben, seine Jugendjahre, die erste Entwicklung des Tierhandels, seine Tätigkeit als Zirkusdirektor und Tierhändler, beide nur vorübergehender Art.

Der Hauptabschnitt des Buches ist naturgemäß nur den Tieren gewidmet. Wie viele Tiere, die wir heute gut kennen aus unsern Zoologischen Gärten, Giraffe, afrikanischer Elefant u. a. sind erst durch Hagenbeck zu uns gekommen. Die Schau-stellung fremder Völker ist ebenfalls zuerst von Hagenbeck begonnen worden. Ich erinnere mich noch sehr gut aus meinen Kinderjahren der Estimos, der Kubier mit ihren Elefanten und Giraffen und der Kalmücken mit ihren buddhistischen Priestern; sie alle waren von Hagenbeck bei Tiertransporten mitgebracht worden und zeigten nun dem kultivierten Europäer ein Bild ihrer heimischen Sitten und Gebräuche. Hagenbeck gibt auch Beschreibungen des Janges wilder Tiere und schildert die Erfahrungen, die er sozusagen von Kindheit an im Verkehr mit Tieren über deren Behandlung und Charakter gesammelt hat.

Besondere Liebe, und mit Recht, bringt er den Raubtieren entgegen, deren vornehme Gesinnung er immer hervorhebt. Seine tierpsychologischen Studien, seine Hinweise auf die Behandlung der Tiere in der Gefangenschaft sind nicht trodene Bücherweisheit, es sind Lebenserfahrungen, Erkenntnisse in einer Sache, der Hagenbeck sein ganzes Leben gewidmet hat. Ist er doch auch einer von den wenigen Glücklichen dieser Erde, bei denen sich Beruf und Neigung voll decken. Ein tüchtiger Geschäftsmann, wie die Entwicklung des Hauses beweist, ist Hagenbeck zugleich ein warmherziger Tierfreund, das geht aus allen seinen Worten hervor, mag er nun von Raubtieren oder Affen, Elefanten oder Schlangen sprechen. Sein großes Verdienst um die Sache des Tiereschutzes ist die Einführung der zahmen Raubtierdressur, wie sie heute von allen vornehmen Dompteuren ausgeübt wird, die an die Stelle der rohen Menageriedressur mit Peitsche, glühendem Eisen und Revolver getreten ist. Im Gegensatz zu dieser beruht sie auf psychologischem Eingehen auf die so sehr verschiedenen Charaktere der Tiere. Sie arbeitet mit Güte, aber auch mit Energie und maßvoller Strenge, wo diese erforderlich ist.

Die Skatecke.

Auflösung zur Nr. 299.

Kartenverteilung:

V. aD, 9, 8, 7; bA, K, 9; cA, K, 9.

M. a b cB; b7; c8, 7; dA, K, 9, 7

H. dB, aA, 10; b10, 8; c10, D; d10, D, 8.

Skat: aK, bD.

Spiel:

1. V a9, cB, aA (— 13) 2. M b7, b8, b9

3. V a8, bB, a10 (— 12) 4. M c7, cD, cK

5. V a7, aB, dB (— 4) alle anderen Stiche nimmt der Spieler, die Gegner sind also nur bis 29 gekommen. Am ungünstigsten ginge das Spiel, wenn M im 4. Stich mit d auf me.

4. M dK, d8, c9 (— 4)

5. M d9, dD, aD 6. V a7, a1, dB (— 4)

7. M d7, d10, cK, (— 14) H muß nun mit b oder c kommen und der Spieler nimmt alles. Die Gegner haben somit 47 erreicht. Natürlich wenn 7. M dA, dO, cK (— 25) 8. M d, cD,

käme, wäre das Spiel herum, aber dieser Spielgang ist ausgeschlossen, weil beim Spieler noch ein Trumpf (aK) vermutet werden muß, M also das Aß seiner langen Farbe von hinten nicht vorreiten darf.

Nützliche Lösung schickten ein: Ph. Berg-Wiesbaden — Th. Wintermeier-Wiesbaden — Aug. Knorr-Wiesbaden — A. Weidmann-Wiesbaden — Ch. Zeller-Wiesbaden — Chr. Schneefeld-Wiesbaden — R. Höhler-Wiesbaden — W. Meier-Wiesbaden — C. Danstler-Wiebrich — Hugo Weimer-Wiebrich.

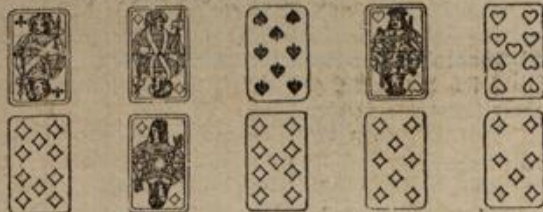
Skat-Aufgabe.

b c d die vier Farben. — V M H die drei Spieler.

Ramsch aufs Ganze.

Eins der schwierigsten, aber auch interessantesten Spiele ist der „Ramsch aufs Ganze“. Einen solchen gewann V, der Vorhandspieler, auf folgende Karte:

a dB; b8; cK, 9; d10, D, 9, 8, 7.



Die beiden anderen sind mächtige Maurer und hatten froh guter Karte gepakt, um V hineinzulegen. M. hatte ein sieben-trümpfiges a-Handspiel, das er aber aus prinzipieller Abneigung gegen alle Siebentrümpfigen sich verkniff. S. hätte sowohl wenden, wie aus der Hand spielen können. Als V den Ramsch bestimmte, rechnete er natürlich sicher darauf, daß er nicht die meisten Augen erhalten könne. Aber da ihm in den beiden ersten Stichen jedesmal ein Aß hineingeschmiert wurde, faßte er den Entschluß, wenn Angängig, aufs Ganze zu gehen, d. h. so zu spielen, daß die Gegner ihm keinen Stich abnehmen. Natürlich darf man — und hierin liegt eben die Schwierigkeit — die Gegner nicht vorzeitig die Absicht merken lassen, sondern muß sie bei dem Glauben lassen, es handle sich um einen gewöhnlichen Ramsch, bei dem jeder bemüht ist, die wenigsten Stiche zu machen. Merken die Gegner den Plan vorzeitig, so nehmen sie einen Stich und die Geschichte ist Effig. Hier aber glückte dem V seine Absicht. Im Skat lag c 10, 7. Jeder der beiden anderen hatte zwei Aße in der Hand. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spiels?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Glodes in Wiesbaden.
Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers.
Konrad Reybold in Wiesbaden.